zu Schulden kommen ließ, was die Sage ebenfalls auf die Erben von Strauße, deren Namen und Glanz am Hofe in aller Munde weiterlebten, übertrug. Es gibt verschiedene Abweichungen der Sage vom Grafen von Pfuhle und des geraubten Mädchens, das bald eine Nonne, bald ein Edelfräulein ist. In meinen „Sagen der Stadt Halle und des Saalkreises" heißt die Sage des Ritters von Pfuhl am Blasiersee also: „Einstmals war ein Graf vom Pfuhle ein schrecklicher Raubritter. Er stellte nicht bloß Kaufleuten, sondern auch den Jungfrauen des Landes nach. So hatte er ein armes Edelfräulein in seine Gewalt bekommen und sie so schändlich behandelt, daß sie sich in Verzweiflung den Tod gab. Zur Strafe für seine Schandtaten hat der Ritter im Grabe keine Ruhe und muß am Blaser, einem zwischen Altenburg und dem Dröbelschen Busch gelegenen See, umgehen bis zum jüngsten Tage." — Eine andere Fassung der Sage läßt auf den Jungfrauenraub die Zerstörung der Burg als Strafe folgen, so daß sie an die Erzählung von der schönen Müllerin anklingt, indem nämlich die Feinde um eines Mädchens willen die Burg durch List vernichten. Alle diese Motive habe ich in meiner Erzählung zu einer gewissen Einheitlichkeit zu verknüpfen versucht. Zum Schluß möge hier die ausführlichste Sagenform über den zauberischen „Grafen von Pfuhl" stehen: „Einst hauste auf den kaum noch erkennbaren Trümmern des Schlosses von Pfuhl ein mächtiger Graf, der eine harte Geißel der Umgegend wurde, die er raubend und plünderad mit seinen Knechten durchzog. Bei drohender Gefahr flüchtete er sich allemal schnell in sein Schloß, das ihm vor feindlichen Angriffen volle Sicherheit gewährte, weil der einzige Zugang zu demselben durch eine Zugbrücke geschützt und wenig Mannschaft bei dieser Art von Befestigung hinreichend war, dem Feinde Widerstand zu leisten. Bei einem seiner Streifzüge war es ihm nun einmal gelungen, ein Mädchen aus angesehener Familie zu rauben und auf seine Burg zu schleppen. Auf die wiederholten Aufforderungen des benachbarten Grafen von Plötzkau, dasselbe wieder frei zu lassen, gab er die kurze aber bestimmte Antwort, jener solle doch das Mädchen holen, wenn ihm an ihr so viel gelegen wäre. Das beschloß dieser denn auch zu tun, verfuhr aber dabei sehr klug. Er wartete nämlich den Winter und starke Kälte ab, welche die Sümpfe gefrieren ließ, und rückte nun in einer dunklen Nacht mit einer zahlreichen Schar auf die feindliche Burg los. Nachdem er dieselbe ohne Widerstand erstiegen, fiel er mit seinen Leuten über die nichts ahnenden Schläfer her, welche sämtlich niedergemacht wurden, und ließ das Schloß bis auf den Grund zerstören. Das Mädchen aber gab er ihren Angehörigen zurück. Dieses jedoch war durch die während der Gefangenschaft erlittenen Behandlung trübsinnig geworden und ging in ein Kloster, wo sie im Wahnsinn gestorben ist; doch auch im Grabe hat sie keine Ruhe gefunden, wie die folgende Sage bekundet: „Wer in der Mitternachtsstunde den durch Wiesen und Wald führenden Fußweg von Ochtenstedt nach Bernburg allein zurücklegen muß, pflegt sich ängstlich umzuschauen und beeilt sich, um so schnell als möglich an einer unheimlichen Stelle vorbeizukommen. Das sind die nahe am Wege liegenden Trümmer „Sankt Blasius", in welchem das vom Herrn von Pfuhle geraubte Mädchen Aufnahme gefunden hatte. Hat der Wanderer diese unbehelligt im Rücken, so atmet er frei auf; manchem aber springt die spukende Nonne auf den Rücken und bleibt unter Heulen und Stöhnen so lange auf ihm sitzen, bis er das ehemalige Klostergebiet verlassen hat."

Heimatbilder.

Die ältesten Apotheken in Halle.

Wir klagen an! Nämlich den schändlichen Druckfehlerteufel. Daß er mit allen Teufeleien behaftet ist, dieser Kobold, der nur diabolische Lust am Verdrehen oder gar Beseitigen des gedruckten Wortes da sitzen hat, wo andere das Gewissen verspüren, ist eine so allbekannte Tatsache, daß man schon lange nicht mehr davon spricht. Daß er aber auch ein Feind der Apotheken zu sein scheint, die doch zur Heilung der leidenden Menschheit von alterher notwendig gewesen sind, das muß ihm doch aufgemutzt werden. Der unsichtbare und nie greifbare gemeine Kerl, sozusagen die verwüstende „Nonne" im Zeitungs-Blättermalde, wenn es nicht eine Beleidigung ist für das Fixsternsystem, mit ihm verglichen zu werden, hat die bodenlose Unverschämtheit gehabt, neulich unsere Mitteilungen über die ältesten Hallischen Apotheken glattweg verschwinden zu lassen. So hatte der verehrliche Leser wohl das Vergnügen, einige gewißlich auch ganz schätzenswerte Ausführungen über das mittelalterliche Gesundheitswesen an dieser Stelle vorzufinden, allein die versprochenen Nachrichten über die Hallischen Apotheken, die hierauf folgen sollten, suchte er vergebens: sie waren ein Opfer des offenbar apothekenhassenden Druckfehlerteufels geworden. Er soll aber doch nicht seinen Willen haben: hier ist die Wiedergabe der unterschlagenen Sache.

Zu den deutschen Städten, die zumeist ihren Ursprung auf das spätere Mittelalter zurückzuführen haben, haben sich frühzeitig auch Apotheken aufgetan. In Halle ist die erste stadtgeschichtlich bezeugte Apotheke im Jahre 1493 unter dem Namen „Raisapotheke" errichtet worden, die jedoch um die Mitte des 17. Jahrhunderts wieder einging. Nach dem Beispiel anderer deutschen Städte ist wohl aber anzunehmen, daß in Halle, das bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts ein berühmter Handelsplatz war, auch schon vor dem 15. Jahrhundert eine Apotheke bestanden hat. Im Jahre 1138 brannte Halle fast gänzlich ab, möglicherweise ist dabei auch eine Apotheke vernichtet worden. Sicherlich wird die Stadt eine Stätte gehab haben, an der kunstgerechte Hände die nach dem damaligen Stande der Wissenschaft für die Wiederherstellung der Gesundheit so nötigen Heilmittel angefertigt haben, zumal Halle nicht in dem Rufe einer der gesündesten Städte stand. Nach der Raisapotheke wurde 1585 die Hirschapotheke am Marktplatz Nr. 19 errichtet, 20 Jahre später die Löwenapotheke, Brüderstraße. Erst nach Gründung der Universität Halle folgte 1693 die jetzige Engelapotheke in den Kleinschmieden unter dem Namen Universitätsapotheke zum weißen Engel. Mit seinen Anstalten verband August Hermann Francke 1701 die Waisenhausapotheke. Nun dauerte es bis 1865, ehe sich wieder das Bedürfnis nach einer neuen Apotheke dringend geltend machte, das durch die Errichtung der Adlerapotheke auf dem Neumarkt befriedigt ward. Die außerordentliche Höhenentwicklung der Stadt Halle in den folgenden Jahrzehnten zur Großstadt hat auch die Schaffung neuer Apotheken in den neuen Stadtteilen erforderlich gemacht. Es wäre aber ein zweifelhafter Wunsch für die Gesundheit der Bevölkerung, wenn wir noch viele neue Anstalten dieser Art, die der kranken Welt dienen, errichtet zu sehen wünschten. hm.

Gepa.

Geborgen in einem stimmungsvollen Raum, der in der Köstlichkeit seines Inhaltes an den, jeden Florenzbesucher heiligen, achteckigen Raum erlesener Kunstwerke *) erinnert, steht sie unentwegt schon fast 700 Jahre. Tausendfacher Wechsel der Jahreszeiten, Kriegslärm, Blütezeiten des Volkes, ernente Kriegsdauer, Stolz und Schmach waren draußen vorüber, sie darg mit den anderen in ihrer bis ins Kleinste getreuen Lebenswahrheit der wundervolle Westchor des Naumburger Domes. So stehen sie heute noch, die Steinbilder vornehmer Naumburger Domstifter. Aber sie, Gepa, die Witwe Wilhelms von Kamburg ist die schönste und ergreifendste von allen. Sie alle und auch noch andere hervorragende Steinbildwerke schuf 1250—80 ein unbekannter Meister. In seinem Buche über die älteren Bau- und Kunstdenkmäler Naumburgs sagt Dr. Heinrich Bergner: „Der Dom birgt die Lebensarbeit eines Bildhauers, der sich unter seinen Zeitgenossen zu rätselhafter Größe erhebt."

Eine Wunderblüte der Kunst, nicht nur der Gotik erschloß hier ihr seelenvolles Auge. Staunend, hingerissen stehen wir vor den Offenbarungen des Meisters, der den starren, einheimischen Sandstein bezwang und ihm förmlich atemhauchendes Leben einzuflößen vermochte. Der obige Verfasser stellt die Werke des Meisters an Naturwahrheit sogar über die griechischen Bildwerke der besten Zeit, des 5. Jahrhunderts. Da wir so wie so die Stätten antiker Kunstwerke nicht so leicht aufsuchen können, wollen wir uns an die heimische Kunst halten. Sie ist zum Glück noch unser. Die Gefahr lag nämlich nahe, daß auch die genannten, ganz unersetzlichen Kunstbrennmale und deutschen Zeitdokumente uns von den begehrlichen Franzosen auf Konto der Wiedergutmachung geraubt wurden.

Die Gepa ist das Urbild einer deutschen Edelfrau in würdiger Trauer. Wundervoll umhüllt neben dem Gewande (Kopfbinde der Frauen) der Schleier das vornehme Köpfchen. Ihre Hände halten trostfindend das Gebetbuch. Atmet sie nicht, hebt sie nicht ruhig den Kopf? Man wartet förmlich darauf, daß sie herabsteigt. Offenbar war sie des Meisters Liebling, sie trifft durch mittelalterliches Buntfenster die Abendsonne. Fühlte sich ihr der Meister, der große Mann, verwandt? Es kann wohl sein, denn das, was uns so hinzieht zu der Trostbeschenden ist die leidgeborene Zuversicht, die erkämpft sein will. Hier auf Frauenart, im Sinne der Zeit, gläubig den Blick in die Tiefe des Seins versenkt und doch edlem Werk, wie hier der Stiftung von Kirchengütern kräftig zugeneigt. Des Meisters Zuversicht war der unentwegte Glaube an sein Werk. In dreißig Schaffensjahren wird wohl auch das Leid an ihn herangetreten sein, er überwand es, den herrliche Werke schaffenden Meißel in der Hand. Und so mag es sein, daß er dich Gepa, du Holde, Milde am meisten von seinen Werken geliebt hat, dich Gepa, du Sinnbild unentwegter, deutscher Zuversicht!

Fanny Schumm.

*) Sammlungen der vereinigten Uffizien und Palast Pitti. u. a. Mediteische Venus. Madam della Sedia.

Mitteldeutsche Heimat

Wochen-Beilage der Saale-Zeitung

Herausgegeben von der Saale-Zeitungs-Gesellschaft m. b. H., Halle a. S.

Sonnabend, 8. Juli.

Die Stillen im Lande.

Von Dr. Georg Traue-Halle. (Nachdruck verboten.)

Der Ev. Oberkirchenrat hatte die Pfarrer aufgefordert, in der Predigt vom 18. Juni der Gründung der Herrenhuter Brüdergemeinde zu gedenken. In der Tat! Die rund 8000 Glieder dieser Brüder-Unität, die ja doch durchaus auf dem Glaubensstandpunkte der evangelischen Kirche stehen und das Apostolikum anerkannten, diese „Stillen im Lande", verdienen, auch wenn sie nicht zur offiziellen Landeskirche gehören, eine Würdigung ihrer Arbeit. Zudem ist Graf Zinzendorf, der Begründer der Herrenhuter Brüdergemeinde, eine Zeitlang Schüler der Francheschen Stiftungen in Halle gewesen und Schleiermacher, ja selbst ein Goethe, haben der Brüdergemeinde viel zu danken.

Also kurzum, ich beschloß vorige Woche der Einladung eines Pfarrers zu folgen und mir eine solche Brüdergemeinde selbst anzusehen. In Mitteldeutschland bestehen zwei Brüdergemeinden: Gnadau und Neudietendorf. Eine Zeitlang hatten die Herrenhuter auch in dem Schlosse zu Barby a. E. ein Bruderseminar unterhalten. Es ist aber längst nach Niesky bei Görlitz verlegt. Nur ein Zimmer im Schlosse, das „Prinzeßchen", erinnert noch an die segensreiche Tätigkeit eines Quandt. Wir wählten Gnadau als Ziel. Ueber Gnadau gibt es leider keine Schrift, und die wenigsten Einwohner der schönen Provinz Sachsen sind selbst schon in Gnadau gewesen. Gnadau ist Bahnstation zwischen Halle und Magdeburg. Doch fuhren wir lieber an dem schönen Junitage zu Rad von Calbe a. S. ein halbes Stündchen durch die duftenden Felder, verließen bald den Weg an der Halle—Magdeburger Bahn und bogen in eine prächtige, alte Kastanienallee ein, geradeswegs auf die Dorfstraße zu.

Mitten im Grün liegt Gnadau, diese goldene „Aue der Gnade", 1767 gegründet, von bläulich schimmernden Seen umgeben. Rings um den Ort, der heute 300 Seelen umfaßt, wie abgezirkelt im Viereck, führt eine Kastanienallee. Wohin man schaut: Gärten und Anlagen. Ein Idyll in friedvollster Einsamkeit. Im gastlichen Pfarrhause erhielten wir kundige Führung. Aus dem Amtszimmer des Predigers Martin führt eine Tür gleich auf den „Bruderchor" des Betsaales. Gegenüber sehen wir den Schwesterchor. Der Betsaal, schlicht in der Form und mit seiner schmucklosen weißen Farbe stellt an sich schon eine Hindeutung auf das Laienpriestertum dar. Bilder sind verpönt, selbst bemalte Glasfenster. Aber hinter den Fenstern des Schwesterchors drüben winkt ein besondere „Bildersaal" herüber durch die Scheiben. Die Stelle des Altars vertritt ein schwarz gedeckter Tisch, hinter dem ein hochlehniger Stuhl steht. Wir sehen von oben schlichte, lange Bänke in Reihen stehen. Rechts sitzen die Schwestern, links die Brüder. Eine junge Leipziger Studentin begrüßt uns auf unseren Wunsch in der Herrenhuter Tracht mit Haube und weitem Schultertuch. Letzteres ist weiß und reicht bis über die Hüfte, die Haube des Ledigenchors, in das man mit 18 Jahren eintritt, zeigt ein Rosaband, das Chore der verheirateten Schwestern blaues Band, das Kinderchor trägt Tüllhauben mit rosa Bändchen. Diese Tracht ist Fest- und Abendmahlstracht. Das Abendmahl wird sitzend auf dem Platz in den Bänken eingenommen. Der Kelch wandert. Ursprünglich hatte jedes Chor seinen besonderen Laienseelsorger, heute vertritt die Stelle ein „Aeltester". Außer dem Abendmahl feiert man im Betsaale noch wie die Urgemeinde die Agapen (Liebesmahle), mit Gesang und Andachten, bei denen das Brot gebrochen wird. Nachdem wir uns noch die kunstvolle Orgel von Rühlemann-Görbig angesehen hatten, verließen wir die feierliche Stätte.

Der Friedhof einer Brudergemeinde unterscheidet sich von den unsrigen durch die einheitliche, einfache Art der Denkmäler. Schmucklose Steinplatten des alten Gnadauer Friedhofs weisen Namen und Daten auf. Nichts weiter. Nur der Gedenkstein des Brudermissionars Christoph Kersten aus Surinam (1765/84), der 1778 die erste Brudergemeinde auf Paramaribo einweihte, zeigt eine reichere Inschrift. Bemerkenswert war uns, daß die Brüdergemeinde-Mission weniger in Verbindung mit dem Landbau in fremden Ländern steht, als mit Industrie und Handel. Christoph Kersten war z. B. Kaufmann. Er begründete zugleich eine große Handelsfirma C. Kersten u. Co. in Surinam, die noch heute blüht. — Im übrigen wird kein einziges Grab wie bei uns „eingeebnet". Neben dem 1½ Jahrhundert alten Friedhof ist ein neuer ebenso schlichter angelegt.

Wichtig war uns vor allem auch, in Gnadau das Schulwesen kennen zu lernen, und so wandten wir uns durch die Kastanienallee dem Lyzeum und Oberlyzeum zu. Mitten im Grünen liegen die großen Schulgebäude, die dem Schuldirektor Hofa unterstehen. Eine Vorsteherin, Schwester Kröger, leitet das Internat; denn 101 Schülerinnen sind Alumnen; auf einem Zimmer wohnen vier, sechs, auch acht Schülerinnen friedlich beieinander, 54 wohnen im nebenstehenden „Schwesternhause", 50 bis 60 sind auswärtige Gäste. Nicht alle Schülerinnen nämlich gehören der Brüdergemeinde an. Die Lehrpläne der Anstalten sind die gleichen wie in Preußen, die Anstaltsprüfung findet unter Beisein eines Mitgliedes des Provinzial-Schulkollegiums Magdeburg statt und gewährt dieselbe Berechtigung wie jede andere staatliche Prüfung. Das Oberlyzeum besuchen 62 Damen. Von einem „Abbau" ist noch keine Rede. Der Pensionspreis beträgt für Lyzeistinnen 10 000, für Oberlyzeistinnen 8000 Mark. Die Brüdergemeinde unterhält ihre sämtlichen Schulen selbst; Staatszuschüsse werden nicht angenommen. Was uns besonders auffällt, sind die vielen Klaviere in den Pensionszimmern, es wird in Gnadau viel musiziert. Im großen Speisesaal steht ein wertvollster Flügel, und wenn die jungen Damen alle wieder in der Anstalt sein werden — es sind jetzt gerade Ferien — wird wohl manches Lied mit frischen Stimmen hinausschallen in die frühlingsfrohe Natur. Aus dem Garten, in dem an langen, weißgedeckten Tischen die wenigen Schülerinnen beim Abendessen sitzen, die während der Ferien geblieben sind, treffen junge Stimmen an unser Ohr. Die Vorsteherin führt uns in den Schulgarten, wo jetzt wohl der meiste Unterricht erteilt wird, und durch die große Turnhalle wieder ins Gebäude zurück.

Neben den Schulgebäuden steht das „Schwesternhaus", in das junge Mädchen, auch wenn sie nicht zur Brüdergemeinde gehören, aufgenommen werden. Viele Gutsbesitzerstöchter aus der Magdeburger Gegend, aus Anhalt und Thüringen sind hier in Gnadau „in Pension" gewesen. Früher als „Heim für ledige Schwestern" gedacht, ist heute eine Pensionsanstalt daraus geworden. Zum Teil wohnen schulpflichtige Mädchen dort, zum Teil lebt man dort seiner Fortbildung, wenn man nur Volks- oder Mittelschulbildung besitzt. Der weite Treppenaufgang erinnert an einen ähnlichen, wie man ihn auf Herrenhuter Bildern sieht. Auch die langen Gänge, alle in blendendem Weiß gehalten, sind kennzeichnend für Anstalten der Brüdergemeinden. Im Chorsaal mit dem prächtigen Oelgemälde „Kreuzesabnahme" wird jeden 4. Mai das Chorfest der ledigen Schwestern abgehalten. Das „Brüderhaus" ist jetzt Familienhaus geworden. Wohnungsnot selbst in Gnadau!

Vom Brunnen mitten auf dem Dorfplatze aus genießen wir selbst den Blick auf das Diasporahaus, wie er auf einem Bilde in dem neulich im Furchevertag-Berlin erschienenen Werke „Die Stillen im Lande" festgehalten ist. Im Diasporahause wohnt der „Diasporaarbeiter", der Seelsorger für die außerhalb Gnadaus verstreut wohnenden Brüder. Das Haus zeigt das „gebrochene" Dach, wie es im Baustil der Brüdergemeinde typisch geworden ist. An der Druckerei vorbei kommen wir zur „Buchhandlung der Brüderunität", die reiche Auswahl bietet. Als wir im goldigen Abendscheine das stille und doch so arbeitsreiche Gnadau verlassen und noch jenem Alten mit der schwarzen Kappe neben seiner weißhaarigen Gattin auf der Bank vor ihrem reben-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220708036/fragment/page=0001

umrankten Häuschen ein letztes Lebewohl zuwinken, ist uns doch im Herzen eine Ahnung aufgegangen von der Heiligen, zähen Arbeit jener „Stillen im Lande", jener Herrenhuter in Gnadau. Und mein Begleiter meinte ganz richtig, als wir an den goldig schimmernden Seen vorüberfuhren und noch einmal den Blick über dies friedliche, schöne Gnadau streifen ließen: „Möchte doch jede Gemeinde in Mitteldeutschland eine Brüdergemeinde sein! Es wäre vieles besser . . ."

Torgau — Schildau — Mühlberg.

Von R. Krieg. (Nachdruck verboten.)

Wenn die aus dem Osten unseres Vaterlandes kommenden Bahnzüge bei Torgau über die Elbbrücke donnern, wird mancher Reisende staunend den Blick auf den stolzen Bau unmittelbar am Wasser geworfen und mit Bewunderung die altersgrauen festen Mauern mit den Türmen und Erkern betrachtet haben. Das ist das Schloß Hartenfels, dessen Name schon andeutet, daß es nicht auf Sand gebaut, sondern auf einen Felsen, der einstmals inmitten einer versumpften und vielfach überschwemmten Gegend einen gesicherten Zugang zum Ufer bot und deshalb für einen Uebergang geeignet war, galt es doch, einen Kreuzungspunkt und kleinen Handelsplatz, einen Markt, den man slavisch Torgowe nannte, zu schützen. Das ist wohl die Entstehung der Burg ums Jahr 1000 als Warte gegen die Wenden auf dem jenseitigen Ufer, wie wir deren längs der Elbe und Saale so viele haben. Als dann ruhigere Zeiten eintraten, kam die Burg unter die Herrschaft der Wettiner, der Handelsplatz wuchs sich zu einer Stadt aus und aus dem ehemaligen einfachen Holz- und Fachwerkbau entwickelte sich unter dem Herzog Albrecht dem Beherzten um 1470 allmählich ein Fürstenschloß und heiterer Renntzig, der von der Machtentfaltung des sächsischen Fürstenhauses ein gewichtiges Zeugnis ablegte. Der eine und der andere Herrscher fügte im Laufe der Zeiten immer neue Teile und Flügel dazu, mancher von ihnen weilte gern in dem Schlosse, große Feste sind in den Prunträumen gefeiert worden, namentlich wenn die Herrschaften zu Jagdzwecken anwesend waren, und erst mit dem Tode Georgs II., 1680, trat die Bedeutung des Hartenfelsschlosses mehr zurück und es wurde nur noch vorübergehend benutzt.

Um 1700 verschwanden dann auch die kostbarsten Einrichtungen zum großen Teil nach Dresden oder kamen während der schlesischen Kriege abhanden, als die Räume für Lazarette, Einquartierungen und Kommandostellen hergerichtet wurden. Wie so manch Fürstenbauten des Mittelalters in der Neuzeit für praktische Zwecke umgebaut worden sind, so erging es auch dem Hartenfels, als im Jahre 1770 ein Zucht- und Arbeitshaus und eine Irren- und Siechenanstalt hineingelegt wurden. Es ist ein Witz der Weltgeschichte, den sie sich hier geleistet hat: man denke an die herrliche Plassenburg über Kulmbach, die einst den Hohenzollern gehörte und dann zum Zuchthause benutzt wurde. Im Jahre 1915 sollte sie zur 500jähr. Gedenkfeier an den Einzug dieser Fürsten in Brandenburg dem Kaiser Wilhelm II. als Geschenk überwiesen werden, doch ist es anders gekommen. Auf dem Hartenfels haben die Verbrecher und Irren 40 Jahre lang gewohnt, bis ließ es Napoleon I. befestigen und nach dessen Beseitigung letzte Preußen eine Garnison hinein, die rund 100 Jahre die Räume als Kaserne benutzte. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges verkaufte die Militärverwaltung den Bau an die Unterrichtsverwaltung, ausgedehnte Umbauarbeiten wurden vorgenommen und 1920 abgeschlossen. Seitdem beherbergt das Schloß ein staatliches Lehrerinnenseminar. Wer die nähere Baugeschichte in allen ihren Abschnitten verfolgen will, findet in Nr. 9/10 der Denkmalspflege von 1921 eine vom Reg.- und Baurat in Torgau verfaßte, mit Abbildungen versehene, eingehende Belehrung; wer aber die Schönheiten des inneren Schloßhofes auf sich wirken lassen will, tut gut, sich an Ort und Stelle zu begeben, zumal in Torgau auch sonst noch manche Sehenswürdigkeit ist, die es sich lohnt zu besuchen.

Mit dem Wachsen und der Bedeutung des Schlosses Hartenfels hatten sich auch die Siedlungen, die unter dessen Schutze lagen, weiter ausgedehnt, und es wird schon 1119 unter dem Wettiner Konrad dem Großen eine Kirche erwähnt und mit Land ausgestattet, ebenso eine Besitzung am Kaufplatze. Damit sind wahrscheinlich die jetzige Haupt- und Marienkirche und der Marktplatz gemeint, wenn auch das Kirchengebäude selbst einer späteren Zeit entstammt und der heutige Marktplatz mit dem Rathaus ebenfalls erst später zu dem geräumigen Viereck mit dem malerischen Brunnen in der Mitte und den hochgiebelzigen, altertümlichen Häusern geworden ist. Jedenfalls ist in Torgau von Alters her lebhafter Handel betrieben worden und die Bürger haben es zu einem Wohlstand gebracht, der ihnen schon 1379 gestattete, die Gerichtshoheit der Burgherrn von Torgau an sich zu reißen. Im Reformationszeitalter vollends spielte Torgau für Luther eine ziemlich große Rolle: dort wohnten die Sangmeister und musikalischen Freunde Luthers mit denen er seine Weisen für den evangelischen Kirchengesang einübte; vornehmlich waren es Johannes Walther, mit dessen Unterstützung er 1524 das erste evangelische Gesangbuch herausgab, und der alte kurfürstliche Sangmeister Conrad Rupf. Wohl an vierzigmal ist Luther in Torgau gewesen und bald vor 1530 die Augsburger Konfession dem Kurfürsten für den Reichstag übergeben wurde, erhielten die Glaubensartikel in Torgau unter Luthers, Melanchthons und Jonas Beeinflussung die letzte Fassung; es waren die Torgauer Artikel. Die Bürger hatten deshalb ein wohlerworbenes Recht, die Feier des 400jährigen Geburtstages des Reformators besonders festlich zu begehen. Die gesamte Stadt veranstaltete am 10. November 1883 eine Festlichkeit, die am 12. November mit einem historischen Festzuge endete, der den Einzug Luthers in Torgau darstellte und von den Bürgern, Geistlichen und allen Gewerken gestellt wurde.

Das größte Aufsehen erregten dabei, wenigstens für die Fremden, die bekannten Geharnischten, deren Rüstungen noch aus dem Mittelalter stammen und die noch bis in die Neuzeit hinein alle zwei Jahre mit Harnisch, Arm- und Beinschienen, Halsberg und Helm, Schwertern, Schilden, Spießen, Hellebarden, Morgensternen und Streitäxten zu Fuß und zu Pferde ausziehen. Diese Bürger-Piten-Compagnie rührt aus alter Zeit her und hat die alte echte Bewaffnung durch die Jahrhunderte hindurch behalten, wie es sonst selten der Fall ist. Als ehemalige Festung ist Torgau von jeher eine Soldatenstadt gewesen und daher beinahe selbstverständlich, daß Strategen wie Friedrich der Große und wohl auch Napoleon, der 1811 die Vorstädte abbrechen und die Stadt befestigen ließ, dort vorübergehend geweilt haben. Am 3. Nov. 1760 kam es in unmittelbarer Nähe, auf den Süptziger Höhen, zu einem blutigen Gefecht, in welchem die starke Dauische österreichische Heeresmacht und die Reichsarmee von Friedrich dem Großen zurückgedrängt wurden. — Aber auch in geistiger Beziehung ist gerade Torgau als Soldatenstadt, Festung und Schlachtenort hervorgetreten, insofern Schriftsteller hier Stoffe gefunden haben, die für ihre Schriften verwendbar gewesen sind. So spielt hier einer der ersten geschichtlichen Romane von Willibald Alexis in Anknüpfung an die Schlacht auf den Süptziger Höhen. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade Alexis als der eigentliche Begründer geschichtlicher Romane gilt und seine brandenburgischen Romane so ziemlich alle wichtigen Zeitabschnitte der brandenburgisch-preußischen Geschichte darstellen.

Zu erinnern ist dann weiter an den bedeutenden Thüringischen Heimatdichter Gustav Schröer in Weimar, der in seiner Erzählung „Die Flucht von der Murmanbahn" gerade einen Torgauer Husaren wählt, dessen Erlebnisse im Weltkriege geschildert werden. Es sind jene blauen 12. Husaren, die immer zur Provinz Sachsen gehört haben und lange Jahre in Merseburg lagen, ehe sie nach Torgau kamen. Als dritten Schriftsteller geschichtlicher Romane, der wenigstens mittelbar zu Torgau in Beziehung steht, können wir Paul Schreckenbach anführen, der seit 1896 Pfarrer in Kitzschen unweit der Stadt ist. Der Weg dorthin führt an dem „großen Teich" vorüber, einem seeartigen Wasserbecken, von dem nicht allzuweit die Süptzer Höhen liegen. Schreckenbachs Romane spielen zum Teil in unserer Heimatprovinz Sachsen, wie „Der böse Baron von Krosigk", „Michael Metzenburg" (Reformation in Nordhausen), „Die von Winzingerode" (Gegenreformation auf dem Eichsfelde) und „Die letzten Radelsburger", und verdienen deshalb besondere Beachtung, weil sie

Außer dem großen Teiche bietet die Landschaft um Torgau zwar keine besonderen Reize: Kiefernwälder und Felder wechseln miteinander ab, wir folgen einem der Zuflüsse des Teiches und kommen nach Schildau, dem kleinen weltberühmten Städtchen der Schildbürgerstreiche, bekannt aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern weil hier unter eigenartigen Umständen einer unserer größten Feldherren — Gneisenau — geboren ist. Sein Vater stand als sächsischer Artillerieleutnant im Herbst 1700 bei der Reichsarmee und hatte seine Frau, eine Tochter des Würzburgischen Oberstleutnants Müller, die ihrer Niederkunft entgegensah, im Gasthofe in Schildau zurücklassen müssen. Als dann Friedrich der Große an jenem 3. November die Reichsarmee südwärts trieb, floh auch die Wöchnerin, die am 27. Oktober in dem Gasthause einen Sohn geboren hatte, mit diesem auf einem Bauernwagen. Unterwegs wurde sie besinnungslos, das Kind fiel aus dem Wagen und wurde von einem Soldaten aufgehoben. Erst am anderen Tage gab er es der Mutter zurück, die bald darauf im Winterquartier ihres Gatten in Hof starb. Der junge Neidhardt wurde einer Soldatenfrau übergeben und wuchs im Kriegsgetümmel heran als ein echtes Soldatenkind. Doch das sind ebenso bekannte Geschichten wie die Schildbürgerstreiche, zweifelhaft ist nur, ob diese letztere wirklich sich in unserem Schilda — oder Schildau geschrieben — zugetragen haben, was natürlich die Bürger Schildas heftig bestreiten, oder ob man nur aus irgend einem Grunde dieses Städtchen bei Torgau vorgeschoben hat.

Wie die deutsche Gründlichkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft kennt, wird sich nicht wundern, daß diese Frage tatsächlich von allen Seiten beleuchtet und wohl endgültig gelöst worden ist, und zwar in den nicht oft genug zu empfehlenden „Kurzschriftlichen Streifzügen" von O. E. Schmidt, wo auch (im 1. Bande) das gesamte Schrifttum angegeben ist. Schmidt selbst bezieht sich wieder auf die grundlegende Schrift von Ernst Zeep: Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers (Wolfenbüttel 1890). Das Ergebnis ist kurz gefaßt folgendes: Der Herr von Schönberg war 1543 in Sitzenrode bei Schilda geboren, studierte in Wittenberg, wurde 1577 Assessor beim Hofgerichte daselbst und mit dem Gute im nahen Falkenberg belehnt, später auch noch mit Uebigau. Er rückte zum Hofrichter auf und starb 1614 in Falkenberg. Dieser Mann, der für die damaligen Verhältnisse hochgebildet und als gleichzeitiger Universitätskommissar in Professoren- und Studentenkreisen verkehrte, war ein launiger Erzähler von Witzen und kurzweiligen Geschichten, sammelte diese und gab sie zunächst in einem Buche heraus, das sich das Lalenbuch nannte und allerlei Schwänke ohne Beziehung auf Schilda enthielt; in diesem Buche werden die Lalenburger als Kleinstädter verspottet; es sind die Hinterwäldler einer weltentrückten Kleinstadt, in der sich die Füchse gute Nacht sagen. In der zweiten Auflage dieses Buches sind nun die Schwänke, die aus anderen Schriften zusammengetragen waren, auf Schildaer Verhältnisse bezogen, die der Verfasser aus seinen Akten und aus seinem Berufe sehr gut kannte. Dazu hatte er einen besonderen Grund, weil die Schildaer den adligen Hofrichter als Mitglied der Visitationskommission, die den Kryptokalvinismus beseitigen sollte, irgendwie geärgert hatten. Er benutzte nun das Lalenbuch dazu, allgemein seinen Haß gegen das Kleinbürgertum loszulassen und nannte es Schildbürgerbuch (1598). Dabei ist zu erwähnen, daß der Herr von Schönberg nicht offen sich als Verfasser bekannte, sondern Bellemont, d. h. Schönberg nannte; vielleicht geschah es deshalb, weil die Herren von Schönberg angeblich von den Herren von Bellemont abstammten. Innere und äußere Gründe sprechen also dafür, daß der Hofrichter in der Tat der Verfasser ist und den Schildaern einen schlechten Dienst erwiesen hat, der noch nach Jahrhunderten nachwirkt, da man noch heute unwillkürlich lächelt, wenn jemand Schilda als seine Heimat nennt.

Wem es darum zu tun ist, die Landschaft mit ihren fruchtbaren Wiesenstreifen und den Dünengürteln, die hier und da mit Kiefern bewachsen sind, kennen zu lernen, wandert von Schilda über Sitzenroda der Elbe zu und erblickt dann jenseits des Flusses wieder eine ehemalige Grenzburg, gegen die Wenden angelegt: es ist Mühlberg, genannt in den ältesten Urkunden 1228 Moleberch, jetzt ein kleines Städtchen, das zum Kreise Liebenwerda gehört und beachtenswert wegen verschiedener Baudenkmäler. Die Siedlung, die auch hier unter der Burg entstand, hieß ursprünglich die Altstadt und war eine Stadt mit der Burg für sich und mit eigener Befestigung; später kam die Neustadt hinzu mit selbständiger Verwaltung. Aus der Burg ist zu sächsischer Zeit ein Herzogsschloß entstanden, das heute noch steht und weit in die Ebene hinausragt. Die Formen sind einfach gehalten und mit dem Schloß Hartenfels nicht zu vergleichen, aber es ist von stattlichen alten Bäumen umgeben, die aus dem einstigen Wallgraben emporsteigen und es im Frühjahr und Sommer in lichtes Grün einhüllen. Die Stadt hatte natürlich auch ihr Kloster, und zwar ein Cistenzienser-Nonnenkloster für die unverheirateten Töchter des umwohnenden Adels, unter dem namentlich die Eleburgs (Eulenburgs) als Schloßherren eine Rolle spielten. Die noch erhaltenen Gebäude zeigen einen frühgotischen Baststeinrohbau mit einem künstlich gegliederten, spätgotischen Giebel, dessen Form am Neustädter Rathause wiederkehrt. Besondere Beachtung aber verdient die Klosterkirche aus der Zeit des Uebergangs vom romanischen zum gotischen Stil aus der Mitte des 13. Jahrhunderts mit einem stimmungsvollen Klosterfriedhof.

Wie viele kleine Städte hat auch Mühlberg seinen berühmten Landsmann: hier ist es der Maler Wilhelm Hasemann, das 1850 dort geboren und später als Hasemann-Gutach bekannt geworden ist. Nach einer mühseligen Jugend bezog er in Berlin die Malerakademie, wurde von Adolf Menzel anerkannt, lebte dann in Weimar und München und kam schließlich auf eine Empfehlung des Malers Meyerheim in den Schwarzwald, wo er im Gutachtale zu dem Buche „Lerle", das bei Cotta erscheinen sollte, Studien machen wollte. Dort blieb Hasemann für sein Leben hängen, holte sich eine Frau aus Mühlberg und starb 1914 als einer der berühmtesten Schwarzwaldmaler. Ebenso wie er seine alte Heimat nie vergessen hat, hat auch diese den Maler immer geehrt und im Heimatmuseum eine Reihe von Jugendbildern aufbewahrt, die sich auf Mühlberg beziehen. Der Heimatkalender für den Kreis Liebenwerda aus dem Jahre 1917 bringt aus der Feder des Herrn R. Fichte in Mühlberg eine Darstellung des Lebens mit einem solchen Bildnis: „Die verunglückte Schlittenpartie" aus der früheren Jugend Hasemanns. In der Weltgeschichte aber hat Mühlberg seinen Platz erhalten durch die Niederlage, die Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen am 24. April 1547 durch Kaiser Karl V. erlitt, wodurch der Protestantismus in schwere Gefahr geriet. Der Kurfürst verlor nicht nur seine Freiheit, sondern auch die Kurwürde, die von ihm auf den Albertiner Herzog Moritz von Sachsen überging.

Das „Raubschloß" im Pfuhlschen Busch.

Von Dr. Siegmar Baron von Schultze-Galléra.

II. (Nachdruck verboten.)

Ueber das Schloß zu Pfuhle sind uns nach dem Weggange der Struzze nur noch wenige Nachrichten überkommen: seine Glanzzeit war vorüber. 1355 belehnt der Erzbischof von Magdeburg als Oberlehnsherr den Grafen Heinrich von Anhalt unter anderem auch mit dem „Mis tu dem pule", ebenso waren 1375 die Grafen Otto und sein Vetter Bernhard mit dem „Nus zu dem phule" und allem, was dazu gehört, begabt. Die Grafen hatten, wie schon erwähnt, den Herren von Alsleben die Burg zu Lehen gegeben, die sich nach ihr „die Herren zu dem Pfuhle" nennen, so 1346 Heimann, Hans und Gumbrecht, 1363 Hans „Knecht" (d. i. Knappe) „Herr zu dem Pfuhle" und 1372 Heinemann „eyn riddere von alsleben unde eyn herre von dem poule". Im Besitze derer von Alsleben ist die Burg wohl bis 1411 geblieben, bis zu dem Aussterben des Geschlechts, dann scheint sie allmählich verfallen zu sein. Auch trat der Erzbischof von Magdeburg sein Oberlehnsrecht an die Fürsten von Anhalt-Bernburg ab, so daß diese die obersten Lehnsherrn und die souveränen Besitzer der Burg wurden. — Das Schloß verfiel, nur seine Lehnstücke wurden von dem Fürsten noch an seine Vasallen vergeben. Wie wir heute noch den schönen Wald, seine üppigen Wiesen und die Kulturen sehen, so war es schon im 16. Jahrhundert. 1534 wurde die Pfarrkirche der Altstadt Bernburg mit dem Zins von einer Wiese zu Pfuhl beschenkt und 1562 erhielt Christoph Zanthier Holz und Gras neben der Capellen zu „Pfull". Der dichte, damals noch nicht rationell gepflegte Wald bot eine gute Jagd, die sich der Nachbar im Saalkreise, Vollrad von Krosigk-Poplitz, 1567 nutzbar machte, indem er bei dem „alten Schloß Pfuel sonderlich bei den sieben Bäumen genannt" unerlaubter Weise Hasen jagte. Vielleicht sind die Reste der sieben Bäume jene gewaltigen Eichenstümpfe, die man noch heute in der Nähe des Schlosses sehen kann. Ebenso wurden 1602 den Krosigks Grenzübertretungen vorgeworfen. — 1639 wird in der Grenzscheidung zwischen Bernburg und Plötzkau — Plötzkau bildete damals eine eigene kleine anhaltische Fürstenlinie — der „Pfuhlsche Garten" erwähnt. Es war dies das Gelände rechts vom Damm der Saale hinter der zweiten Schleuse, wo im Walde noch zwei Hausflecke, kenntlich an der aufgeschütteten Erde, sichtbar sind. Hier wohnte wohl der Holzförster „der Schütze von Pfuhle", der kirchlich zu Ober Peißen gehörte. Auch ein Hopfen- und Baumgarten zu Pfuhle wird erwähnt, so 1641 „umb das wüste Schloß" gelegen. Er war im 30jährigen Krieg gänzlich zerstört worden und eingegangen, der Förster mußte ihn „bauen, roden, pfählen, anbinden und anderer Notdurft aufs fleißigste warten und bestellen", bis der Hopfen abgenommen werden konnte. Der Hopfengarten ist längst verschwunden, aber die schönen großen Obstplantagen, mitten im Walde gelegen, sind noch heute zu sehen. Ich hörte aber, daß der freie Wind hier fehlt, die Bestäubung hindert und der Ertrag nicht so bedeutend ist. Auch soll das Geschmeiße des nahen Waldes den Bäumen schädlich sein. — Ein Wiesenstreifen, mit Pflaumenbäumen bestanden, nordwestlich der Burg, der sich bis zur sogenannten Kälberhütte hinzieht, ist der alte Begräbnisplatz nicht der Herren von Pfuhle, wohl aber ihrer Burgmannen und ihres Dienstgesindes gewesen; ich fand eine Notiz, daß er eine große Menge tief eingesunkener Leichensteine enthalten habe. In meiner Erzählung „Das Raubschloß im Pfuhlschen Busch" versetze ich die Kapelle des heiligen Nikolaus hierher.

Mancherlei Sagen umranken das alte Schloß in dem märchenhaften, verzauberten, uralten Pfuhlschen Busch. Zunächst heißt es, daß der wilde Jäger mit seiner tosenden Jagd in den Herbst- und Winterstürmen über den einsamen düsteren Wald dahinbraust und rast. Der Jäger hat den Kopf unter dem Arm und sein höllisches Gefolge mit kläffender Meute saust hinter ihm her. Das war kein Wunder, denn der Sturm- und Totengott Wodan fand hier von alters her sein bestes Gelände. — Dann knüpfte die Sage des Volkes an das Liebesidyll des edlen Herrn von Struzze mit der schönen Müllerin von Asleben, deren Bunde der Mendinarius, der gelehrte Jurist, Advokat und Voigt Betemann auf Schloß Pfuhle, den wir historisch nachgewiesen haben, entsprang. Das Volk dichtete aber das Liebesmotiv weiter aus: daß die schöne Müllerin eines Tages treulos von ihrem Geliebten verlassen worden sei und sie in furchtbarer Rache den Feinden, welche die Burg belagerten, einen geheimen Zugang, der ihr allein bekannt gewesen sei, verraten habe. So sei der treulose Liebhaber überfallen und getötet worden, die Burg aber hätten die Feinde zerstört. Das ist Sage: Bernhard Struzze ist nicht erschlagen worden von Feinden, welche seine Burg belagerten, ebensowenig wie seine Burg erobert und zerstört worden ist. Vielleicht ist irgend ein späteres Ereignis, das sich an das „Raubschloß" knüpfte, vom Volke an die Geschichte der beiden Liebenden geknüpft worden. Es ist wohl möglich, daß in den schlimmen Zeiten des 14. oder besser des 15. Jahrhunderts die Insassen der mehr und mehr heruntergekommenen Burg allerlei Raubhandwerk trieben, ging doch in der Nähe eine Handelsstraße von Bernburg vorüber. Möglich auch, daß die verfallende und verlassene Burg in dem einsamen Walde räuberischem Gesindel zum Unterschlupf diente und daß es auch Mädchenüberfall und Mädchenraub sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220708036/fragment/page=0002